



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Toten von 1899

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Leistung er es bezeichnet, daß sie es „fertig gebracht haben, in die gut-ausgerichtete Front dieser Kurfürsten und Könige [der Siegesallee] etwas Abwechslung zu bringen,“ und daß sie, „wenn es auch nur ein »Körnchen« eignen Charakters war, das sie dabei hinzuthun durften, entsprechend etwa dem »Rührt euch« bei einer Front ausgerichteter Soldaten,“ doch „aus dieser modernen Sphinxallee etwas einigermaßen Erträgliches“ gemacht haben, während freilich, wenn diese „Statuen wirkliche Kunstwerke“ hätten werden wollen, ein „großer“ Künstler hätte „an diese Aufgabe herantreten und bei ihrer Lösung vollkommen freie Hand haben müssen.“ Aber der „große Künstler“ Herrn Professor Langes hätte doch wohl auch zunächst und vor allem ein Schema für die Idee einer „Allee“ erfinden müssen, in das er das Ganze hätte gießen können. Übrigens halten wir es für gewiß, daß auch der wenigst gelungenen Gruppe der Siegesallee, wenn sie irgendwo, in Dessau oder in Magdeburg oder in Göttingen oder in Königsberg, für sich aufgebaut worden wäre, nicht der feierliche Umzug mit den Fahnen des Kriegervereins, der Gewerkschaften usw. und die Weiherede „unsers verehrten Mitbürgers, des Professors K.“ versagt geblieben wäre. Nur dadurch, daß sie alle in zwei Reihen nahe beisammen stehn, scheinen sie das Gemüt mancher Leute zu vergewaltigen. Natürlich zumal solcher, die sie gar nicht gesehen haben.

„Leider ist das nicht der Fall gewesen,“ sagt Lange, nämlich, daß den Künstlern völlig freie Hand bei ihrer Arbeit gelassen worden wäre, wenn auch „der Kaiser »freilich« das Gegenteil versichert.“ Nun, wir glauben dem Kaiser trotz Herrn Lange; wir glauben auch, daß der Weg, den der Kaiser in der Siegesallee eingeschlagen hat, der richtige ist, das Volk zur Kunst zu erziehen — es soll sich an der Schönheit erheben. Daß dazu solche Spießbürgerabgeschmacktheiten wie die Wandbilder und Bilderbücher, die uns das Christfest beschert hat, brauchbarer wären, kann nur die Beschränktheit glauben; über diesen Kram lacht das Volk bloß. Und wir hoffen und glauben auch, daß die Worte des Kaisers doch einen starken Eindruck auf die Entwicklung der deutschen Kunst haben werden, denn sie werden die Künstler, die echte Ideale im Herzen tragen, ermutigen und ihnen die Kraft geben, den Modeschwindel zu überwinden.

J. G.



Die Toten von 1899



um viertenmal liegt das interessante und musterhaft redigierte Werk: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, herausgegeben von Anton Bettelheim (Berlin, Georg Reimer, 1900), vor uns, und wie bei den frühern drei Bänden, so versuchen wir auch diesmal in einem Überblick die Summe des Verlusts an bemerkenswerten Männern, den uns das Jahr 1899 gebracht hat, zu ziehen. Er ist nicht so groß wie in den vorhergehenden Jahren. Den Ehrenplatz nimmt unter den Verstorbenen von 1899 mit seinem dem Bande

vorgesezten Bildnis der Chemiker Robert Wilhelm Bunsen ein, er war mit dem Ritter Josias von Bunsen verwandt und starb in Heidelberg, achtundachtzig Jahre alt; seine berühmtesten Entdeckungen betreffen die chemischen Wirkungen der Lichtstrahlen und die Spektralanalyse, diese hatte er 1860 veröffentlicht, gemeinsam mit Kirchhoff.

Der nächst berühmte wird Graf Caprivi sein, der zweite Kanzler des Deutschen Reichs, er ist neunundsechzig Jahre alt geworden. Ihn behandelt Alexander Meyer in einem so ausgezeichneten Artikel, daß wir es uns nicht versagen mögen, im Anschluß daran einiges zum Gedächtnis des verdienten und vielverkannten Mannes mitzuteilen. Sein erstes Verdienst erwarb er sich am 16. August 1870, dem Tag von Bionville, als Generalstabschef des zehnten Armeekorps (Voigts-Nheg), indem er trotz gegebenen Befehls das Korps nicht nach Verdun abmarschieren ließ, sondern es so zusammenhielt, daß es dem von der feindlichen Übermacht bedrängten dritten (Alvensleben) Hilfe leisten konnte. Die Stellung des Chefs der Admiralität und Nachfolgers von Stosch 1883 bis 1888 übernahm er gegen seinen Wunsch und füllte sie zur vollen Zufriedenheit des Kaisers aus. Danach wurde er kommandierender General des zehnten Armeekorps und 1890 Bismarcks Nachfolger, was nie das Ziel seines Ehrgeizes gewesen war; er folgte als Soldat dem Befehl seines neuen Kriegsherrn und wußte, welche Schwierigkeiten seiner warteten: „unter mir wird die Politik langweilig werden.“ Als bald trat er mit einem Bündel neuer Gesetze vor den Landtag. Die in die Hände des Ministers des Innern Herrfurth gelegte neue Landgemeindeordnung und die Finanz- und Steuerreform des neuernannten Finanzministers Miquel kamen 1891 und 1893 zustande, das Gesetz über die öffentliche Volksschule, wie allbekannt ist, nicht; Gofler war vom Amt zurückgetreten, sein Nachfolger Zedlitz-Trützschler würde es mit einer Mehrheit aus Zentrum und Konservativen durchgebracht haben, da trat das Unerwartete ein. Der Kaiser gab dem Ansturm der übrigen Parteien nach und befahl die Zurückziehung, und der Kultusminister nahm seine Entlassung. Caprivi mußte bleiben, aber nur als Reichskanzler, denn Ministerpräsident wurde Botho Eulenburg (1892 bis 1894). Als Reichskanzler hatte Caprivi zunächst die Absichten des Kaisers, die diesen zum Bruche mit Bismarck geführt hatten, durchzuführen; das Sozialistengesetz ließ man fallen, ein Arbeiterschutzgesetz trat ins Leben. Dann kamen die neuen Handelsverträge (da die alten längstens bis Ende 1893 liefen), zuerst der mit Osterreich-Ungarn vom 6. Dezember 1891 und die mit Italien und der Schweiz und Belgien, denen der größte Teil der Konservativen wegen der Herabsetzung der Zölle auf landwirtschaftliche Erzeugnisse opponiert hatte. Caprivi trugen sie den Grafentitel ein. Endlich kamen die viel schwierigeren Verhandlungen mit Rußland, die nach einem kurzen Zollkriege zum Abschluß eines Vertrags (1894), ebenfalls mit einer Erniedrigung der deutschen Getreidezölle, führten. Der russische Handelsvertrag kam nur durch das Zentrum und die liberalen Parteien zustande, die Konservativen wurden nun des Kanzlers entschiedne Gegner. Für die Industrie folgte bald ein großer wirtschaftlicher Aufschwung, und daß die Politik der Handelsverträge schweren Verwirrungen vorgebeugt hat, ist zweifellos; hier liegen also bedeutende Verdienste Caprivis. In der Kolonialpolitik dagegen, wo er besonders schwierige Verhältnisse fand, hatte er jedenfalls auch keine glückliche Hand („Je weniger Afrika, desto besser“), aber über den vielberufenen Sansibarvertrag mit England vom 1. Juli 1890, der uns Helgoland einbrachte und Witu nahm, können wir kein abschließendes Urteil haben, solange seine Vorgeschichte im Dunkel der Akten liegt. Nach dem Fall des Schulgesetzes 1892 hatte der Reichskanzler keinen festen Boden mehr unter den Füßen. „Ein Mann, der andre Ziele verfolgte, hatte eine ebenso große Macht in Händen wie er.“ Als er demnächst, vor dem Ablauf des Septennats

von 1887, die neue Heeresvorlage mit der zweijährigen Dienstzeit und einer erhöhten Präsenzstärke vor den Reichstag brachte, spaltete sich das Zentrum, und die Regierungsvorlage wurde zuerst abgelehnt, dann aber von einem neuen Reichstage nach Auflösung des frühern mit einer knappen Mehrheit angenommen. Diese wurde nur mit Hilfe der Polen erreicht, die durch eine freundliche Politik, z. B. die Bestätigung Stablewskis als Erzbischofs von Posen, zu gewinnen waren. Den politischen Parteien gegenüber hatte der Kanzler nun keine sichere Stellung mehr. Die Nationalliberalen schlossen sich, zum Teil aus Kolonialschwärmerei, den Angriffen der Konservativen an, in den Zeitungen wurde höhnisch von seinen persönlichen Fähigkeiten gesprochen, und geradezu einen allgemeinen Unwillen gegen ihn rief der sogenannte Uriasbrief an den Gesandten in Wien hervor, als Bismarck dorthin zur Hochzeit seines Sohnes reiste. Auch unter den Mitgliedern des Staatsministeriums hatte der Kanzler seit Herrfurths Rücktritt niemand mehr, auf den er rechnen konnte. So vollzog sich im Oktober 1894 seine Entlassung unter Umständen, die noch nicht aufgeklärt sind. Es bestand eine Meinungsverschiedenheit darüber, ob die anarchistischen Verbrechen in Frankreich zu einer Verschärfung der Strafgesetzgebung veranlassen mußten. Eulenburg war dafür, Caprivi dagegen. Persönliche Beziehungen zum Kaiser hatte dieser so gut wie gar nicht mehr. Auf einer Jagdpartie soll sich der Kaiser entschlossen haben, beide Minister zu entlassen. Der Nachfolger beider brachte dann die „Umsurzvorlage“ ein, die im Reichstage fiel. Es ist schwer zu begreifen, daß man diese Sache für so wichtig gehalten hat, ihretwegen zwei Minister zu entlassen, von denen doch nur einer im Unrecht gewesen sein kann. Caprivi hatte früher auf Angriffe der Presse nur das Notwendigste geantwortet und niemals mit Mitteln reagiert, die bis dahin in Preußen üblich gewesen waren; auch nach seinem Rücktritt bewahrte er Schweigen, bis über seinen Tod hinaus, denn es ist nichts Memoirenartiges von seiner Familie veröffentlicht worden. Makellos rein steht sein Charakter in der Geschichte da, kein Schatten von Eigennutz oder Unaufrichtigkeit trübt das Bild eines Mannes, der sich einer unendlich schweren Aufgabe mit voller Erkenntnis ihrer Undankbarkeit geopfert hat.

Wir wenden uns zu andern politischen Persönlichkeiten. Eduard von Simson starb neunundachtzig Jahre alt, der Präsident der Frankfurter Nationalversammlung und (seit 1879) des Reichsgerichts, der einst am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze einer Deputation die Wahl zum deutschen Kaiser überbracht hatte, und der dann wieder am 18. Dezember 1870 auch dem König Wilhelm die Adresse des Reichstags überreichte, in der die Aufrichtung von Kaiser und Reich festgestellt ward. Ludwig Bamberger aus Mainz, dessen Anregungen wir vor allen andern die Goldwährung und die Reichsbank zu verdanken haben, der schon 1859 als Publizist für die preussische Spitze eintrat, der seit 1866 der nationalliberalen Partei angehörte, 1876 zur Sezession, 1884 zur freisinnigen Partei überging und bis 1893 als Parlamentarier thätig war, starb sechsundsiebzig Jahre alt. Paul Majunke, der streitbare schlesische Kaplan, ist nur siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Seit 1874 gehörte er dem Reichstag, seit 1878 dem Abgeordnetenhaus an, 1871 bis 1878 redigierte er die „Germania,“ von da an gab er die „Korrespondenz für Zentrumsblätter“ heraus. Als die Führer seiner Fraktion zu einem versöhnlichen Ton übergingen, war seine Rolle ausgespielt, und 1884 gab er beide Mandate und die Redaktion auf, um in das Pfarramt zurückzutreten. Der als geistvoller Schriftsteller bekannte Münchner Freiherr von Völderndorff, einst Direktor im Ministerium des spätern Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe und mit diesem eng befreundet, ist ihm im Tode vorangegangen, vierundsiebzig Jahre alt. Hier ist noch der einst als Verfechter des Protestantenvereins in der Berliner Synode viel genannte Kammergerichtsrat Schröder zu erwähnen. Er starb siebenzigjährig,

nachdem er sich nicht lange vorher aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen hatte. Endlich ein Mann, der ohne das Gewicht einer amtlichen Stellung ganz aus eigener Kraft als politischer Schriftsteller eine Bedeutung erlangt und einen stillen, mächtigen Einfluß ausgeübt hat, wie wenige: der Sachse Moritz Busch, der achtundsiebzig Jahre alt und zuletzt körperlich gebrochen in Leipzig starb. Wir gehn auf seine viel zu wenig bekannte und oftmals auch mißdeutete Thätigkeit etwas näher ein. Als schwarzrotgoldner Republikaner war er 1851 nach Amerika ausgewandert und ein Jahr später gründlich enttäuscht aus dem Lande der Freiheit in sein Vaterland zurückgekehrt, das er nun wieder fand, und dessen Neugestaltung, und zwar nicht in republikanischer Form, er mit seinen Hoffnungen begleitete und mit seiner geschickten, scharfen Feder fördern half. Bald war er reisender Berichterstatter, bald seßhafter Redakteur. Mit den Grenzbotenredakteuren Gustav Freytag und Julian Schmidt bekannt geworden, wurde er auf des erstern Empfehlung 1853 zu einer Rekognoszierungsfahrt nach Schleswig-Holstein ausgesandt, während der Jahre 1856 bis 1859 machte er für den Osterreichischen Lloyd Reisen in den Orient, und nach dem Tode des Königs Friedrich von Dänemark 1863 begab er sich wieder auf den nunmehrigen Kriegsschauplatz, von wo er erst Anfang 1865 nach Leipzig zurückkehrte, um sich, wie schon früher, den Redaktionsgeschäften bei den Grenzboten hinzugeben. Über seine Reisen hatte er inzwischen lebendig geschriebne Aufsätze und Bücher erscheinen lassen. Jetzt, bei seinem zweiten Aufenthalt in Schleswig-Holstein, arbeitete er während des ersten halben Jahres für die Sache des Herzogs von Augustenburg, dann aber löste er das Verhältnis, weil seine Überzeugung ihn gegen die Ansprüche des Hauses Augustenburg auf die Seite Preußens führte. Denn politisch sah und fühlte er den andern, die neben ihm standen, weit voraus! Insonderheit auch seinem Gönner Gustav Freytag und sogar Julian Schmidt, den wir als Politiker noch über seinen berühmten Mitredakteur stellen. Merkwürdig lag damals das heute nur noch von wenigen gekannte Verhältnis der Meinungen. Die Grenzboten standen in der Frage des preussischen Verfassungskonflikts auf Seiten der Altliberalen, und Julian Schmidt verließ 1861 Leipzig, um die Redaktion einer von Georg von Vincke gegründeten „Berliner Allgemeinen Zeitung“ zu übernehmen. Als diese nach zwei Jahren einging, wandte er der Politik überhaupt den Rücken, während die Grenzboten weiter mit der liberalen Strömung, also gegen Bismarck, gingen. Die Politiker der Grenzboten, namentlich also Freytag, erwarteten bis zum letzten Augenblick, das frivole Kriegsspielchen möchte Bismarck den Hals brechen und dem Liberalismus die gebührende Führung einbringen, und nun, 1866, mußten sie beiseite stehn und zusehen, wie die Weltgeschichte an ihnen vorüberschritt. Busch trennte sich im Frühling dieses Jahres von den Grenzboten, die (wie es in dem Jubiläumsheft Nr. 40 des 50. Jahrgangs 1891 heißt) in dieser Zeit einen kuriosen Eieranz tanzten; die Aufsätze, die ihn zeigen, hat Freytag später nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen. Wieviel weiter damals Busch sah, zeigt ein Bericht von ihm über das Leipziger Turnfest von 1863 mit dem Schlußsatz: „Aber nun Sela, ihr Herren Turner, und Amen, ihr Herren Redner. Wir haben unsre Großthaten hinreichend gefeiert, und wohl ein wenig auch solche, die noch nicht gethan sind; nicht Siege feiern sei fortan die Parole, sondern Siege gewinnen.“ Und im Oktober 1864 schreibt er: „Gleichviel, wie Bismarck uns sonst gefällt, er verfolgt augenscheinlich die Verwirklichung des nationalen Gedankens, und nur Verblendete können ihm ein ungewöhnliches Maß von Klugheit und Energie absprechen. Die deutsche Revolution wird von der Berliner Wilhelmstraße ausgehn, nicht, wie Phantasten wähnen, von den Berliner Fortschrittmännern. Daher ist der uns vorgezeichnete Weg, wenn wir wirklich national sein wollen, die Bismarckische

Politik mit allen Kräften zu unterstützen.“ Diesen Weg also überließ Freytag jetzt seinem Kollegen Busch, er selbst tanzte zunächst jenen „Eiertanz“ in den Grenzboten und gründete dann 1871 eine neue Zeitschrift, das kurzlebige „Im neuen Reich,“ das mit seiner Geburt schon seine Mission erledigt hatte, weil es in dem wirklichen neuen Reiche kein Bedürfnis mehr erfüllen konnte. Busch aber erhielt noch 1866 vom Auswärtigen Amt in Berlin den Auftrag, dem preussischen Zivilkommissar in Hannover als Beistand für Pressangelegenheiten zu dienen. Im Frühling 1869 kehrte er wieder nach Leipzig zurück, und ein Jahr später, im Februar 1870, wurde er plötzlich als Bismarcks Adlatus für die Presse in dessen Kanzlei nach Berlin gerufen, ging dann mit nach Frankreich und war nach der Beendigung des Feldzugs noch bis 1873 im Auswärtigen Amt beschäftigt. Dann redigierte er den „Hannoverschen Kurier“ und bereitete sein Buch „Graf Bismarck und seine Leute“ vor. Als dieses erschien (1878, bei Grunow), war sein Verhältnis zu den Grenzboten wieder hergestellt, und diese Verbindung trug alsbald ihre Früchte. Der Nationalliberale Hans Blum, der seit Freytags Entfernung (1871) die Redaktion geführt hatte, war nun nicht mehr möglich, da die Grenzboten für die Politik des Reichskanzlers, der mit den Nationalliberalen zu brechen im Begriff war, eintreten wollten, und von 1879 an gab der Verleger J. Grunow sein Blatt unter eigener Verantwortung heraus, während Busch darin nach Bismarcks Weisungen zunächst seine „Frikationsartikel“ und dann noch viele andre Aufsätze schrieb, deren Quelle die Grenzboten der achtziger Jahre merkwürdig gemacht hat. Busch blieb immer mit Bismarck in Berührung, der sich seiner gewandten Feder vielfach bediente, wo ihm Mitteilungen durch die offiziellen Pressstellen nicht zweckmäßig schienen, und der ihm deutliche Beweise eines ungewöhnlichen Vertrauens früher und noch bis ganz zuletzt gegeben hat. Das 1884 erschienene Buch „Unser Reichskanzler,“ dessen Druckbogen Bismarck, ebenso wie die von „Graf Bismarck und seine Leute,“ durchsah, und das dreibändige Memoirenwerk der „Tagebuchblätter“ von 1899 enthalten eine erstaunliche Fülle des kostbarsten Materials in Gesprächen, Briefen und Dokumenten (auch Auszüge aus jenen Frikationsartikeln finden sich darin), und sie werden für alle Zeit eine der wertvollsten Quellen für die Kenntnis Bismarcks und seiner Zeit bleiben. Aber sie zeigen auch zugleich, welchen Anteil dieser bescheidne, hinter den Kulissen der Zeitgeschichte stehende kluge Litterat an den einzelnen großen Ereignissen gehabt hat, ein politischer Journalist ersten Ranges, was wir noch einmal mit Nachdruck denen gegenüber betonen, die ihn als einen bloßen Sammler überflüssiger Anekdoten haben hinstellen wollen.

Zwei österreichische Staatsmänner stellen wir hier zusammen, einen jüngern und einen viel ältern aus einer frühern Zeit, sodas mancher mit Verwunderung vernehmen wird, das er bis vor kurzem noch gelebt hat. Fener, Graf Hohenwart, der Vorsitzende eines nach ihm benannten Kabinetts von kurzer Dauer (Februar bis Oktober 1871), war ein für Osterreich wichtiger konservativer Politiker, lange Zeit Führer der Rechten des Herrenhauses, ein bedeutender Redner und eine mit Recht angesehene Persönlichkeit. Während er ein Alter von fünfundsiebzig Jahren erreichte, hat es Graf Rechberg auf dreiundneunzig gebracht, nach fünfundsiebzehn Jahren des Ruhestandes seit seinem Sturz als Minister im Oktober 1864. Sein Nekrolog von Friedjung ist neben dem Caprivis von Meyer nach unsrer Meinung die beste Arbeit dieses Bandes. Rechberg aber hat darum unser Interesse, weil er ein tüchtiger und ehrlich wollender Diplomat und Minister war. Als Gesandter am Frankfurter Bundestage seit 1855 gewann er bald zu dem preussischen Vertreter Bismarck ein viel besseres Verhältnis als sein Vorgänger Prokesch, und in den folgenden Jahren hatte es für die Zeitgenossen manchmal sogar den Anschein, als ob

beide sich verständigen und Preußen und Österreich zu einander den Weg in der deutschen Frage finden würden. Mitten in einer schweren europäischen Krise, unmittelbar vor dem Ausbruch des unglücklichen österreichisch-französischen Kriegs 1859 übernahm er als Minister die Leitung der äußern Politik, die von seinem Vorgänger, dem Grafen Buol, gänzlich verfahren war. Dieser hatte Rußland brüskiert, Rechberg suchte ein gutes Verhältnis zu Rußland und namentlich zu Preußen, weil er nur so die disparaten Elemente des Kaiserstaats zusammenhalten zu können einsah. Als Verehrer der Politik des greisen Fürsten Metternich wünschte er an der Landkarte Europas möglichst wenig geändert, und er bemühte sich um einen friedlichen Ausgleich mit Preußen in Deutschland; aber der Kaiser gab vielfach andern Ratgebern nach, dem franzosenfreundlichen Ministerialdirektor von Meyßenbug und dem preußenfeindlichen Referenten für die deutschen Angelegenheiten von Biegeleben, und da nun andrerseits Rechbergs Programm, mit der Erhaltung des 1815 in Deutschland geschaffnen Zustandes als Grundlage, die von dem deutschen Volke ersehnte Einigung auszuschließen schien, so mußte wohl diese ganze deutsche Politik Österreichs unfruchtbar bleiben, während Preußen in der deutschen Frage 1862 durch einen freihändlerischen Handelsvertrag mit Frankreich, dem die Staaten des Zollvereins beitreten mußten, einen vollen Sieg erreichte. Der Fürstentag in Frankfurt 1863 ergab einen Mißerfolg Österreichs. Rechberg hatte die Unternehmung, zu der Biegeleben und Schmerling dem Kaiser bestimmten, nicht gewollt; die Blamage konnte er nicht mehr abwenden. In der schleswig-holsteinischen Frage ging er sodann weiter mit Bismarck, als er ursprünglich gewollt hatte, er entfremdete sich zunächst die Mittelstaaten dadurch, daß Österreich gemeinsam mit Preußen die Zurückziehung ihrer Kontingente erzwang, und als dann Dänemark die Herzogtümer an „Österreich und Preußen“ abtreten mußte, erhoben Schmerling und seine andern Gegner gegen ihn nicht ohne Grund den Vorwurf, daß er Preußen zu einer Ernte verholfen habe, woran der Anteil Österreichs mehr als unsicher sei. Aber nicht das stürzte ihn, sondern eine diplomatische Niederlage auf einem ganz andern Gebiete. In dem 1853 auf zwölf Jahre abgeschlossnen Handelsvertrage mit Preußen war ausgemacht worden, daß nach Ablauf dieser Frist Österreich der Eintritt in den Zollverein freistehn solle; bei der nicht genügend entwickelten Industrie Österreichs schien aber der Anschluß auch im Jahre 1865 noch nicht möglich, und so war das Wiener Kabinett, Schmerling an der Spitze, der Ansicht, diese Klausel — § 25 des alten Vertrags — müsse in den neuen wieder aufgenommen werden. Rechberg vertrat (im September 1864, also noch vor dem Abschluß des Wiener Friedens mit Dänemark vom 30. Oktober) die Forderung in dringenden Vorstellungen an Bismarck, der sie auch bei dem König unterstützte, aber dieser versagte unter Delbrücks Einfluß seine Zustimmung; er legte auf Rechbergs Verbleiben im Amte bei dessen wenig energischer Politik keinen Wert und glaubte andrerseits nicht, daß durch ein Zugeständnis in der Zollfrage gegen Schmerling, wenn dessen Stellung wirklich so stark sei, etwas wesentliches erreicht werden könne. Bismarck hat viel später diese Nichtbewilligung des § 25 für einen Fehler erklärt, weil sie einen Minister aus dem Amte getrieben hätte, der alles gethan haben würde, einen Krieg mit Preußen zu vermeiden. Als die Entscheidung gefallen war, und die beiden österreichischen Minister ihr gemeinsames Verbleiben im Amte für unmöglich erklärten, genehmigte der Kaiser, der noch nicht mit dem liberalen zentralistischen System Schmerlings brechen wollte, Rechbergs Entlassungsgesuch, an demselben Tage aber (27. Oktober) verlieh er ihm das Goldne Kriech, und sein Nachfolger wurde auch nicht etwa ein Politiker der Schmerlingschen Richtung, z. B. Biegeleben oder der Gesandte in Paris, Metternich, sondern der von ihm selbst vorgeschlagne Graf Mensdorff. Aber jene Gegner der von ihm

vertretenen Politik trieben die Abwendung von Preußen immer weiter, bis die Schlacht bei Königgrätz zwischen den beiden Systemen entschied und der nun auf immer zurückgetretene Minister die schmerzliche Genugthuung hatte, daß ihm Biegeleben erklärte, er habe sich in seinen Voraussetzungen geirrt. Rechbergs Ziel war ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen, das es Osterreich ermöglicht hätte, seine Herrschaft in Ungarn und Venetien festzuhalten, und das mit der friedlichen Abtretung seiner Rechte auf Schleswig-Holstein nicht zu hoch bezahlt worden wäre. Der geschlossenen Persönlichkeit seines Gegners Schmerling gegenüber von vornherein im Nachteil, mußte er laviieren und Richtungen wechseln. So erschien er schwankend und schwächlich und mußte die Schuld auf sich nehmen für alle Mißerfolge der äußern Politik Osterreichs, sogar für den unglücklichen Krieg von 1866, den er hatte vermeiden wollen. Er kehrte nie mehr in den Staatsdienst zurück, sondern lebte still für sich in einem Schloßchen bei Wien, sodaß, als ihm 1896 Goluchowski die Glückwünsche des Ministeriums des Auswärtigen zu seinem neunzigsten Geburtstage überbrachte, die meisten Menschen zu ihrem Erstaunen aus den Zeitungen erfuhren, daß er noch nicht gestorben sei. Er selbst aber erlebte noch die Freude, sich durch das Urteil Bismarcks, dessen Frankfurter Berichte viel später veröffentlicht wurden, gerechtfertigt zu sehen.

Wir kommen zu den Gelehrten und überhaupt zu denen, die etwas geschrieben haben; sie werden ja bei uns leichter des öffentlichen Ruhms teilhaftig als andre Menschen und erlangen namentlich den Nachruhm, in Gradabstufungen selbstverständlich, der Unzähligen versagt ist, die im Leben ungleich höher standen und mehr zu sagen hatten. Der weltberühmte Geograph Heinrich Kiepert ist einundachtzig Jahre alt geworden; der Kartograph Kaupert aus Kassel, dann Vermessungsdirektor im preußischen Generalstabe und durch seine Kartenveröffentlichungen (Preußen, Deutsches Reich, Attika, Olympia) bekannter geworden als die meisten Generale, siebenundsiebzig Jahre. Genau so alt wie Kiepert ist sein Verleger Dietrich Reimer geworden, der langjährige Inhaber einer berühmten Buchhandlung für Geographie und Kartenwesen in Berlin, die er 1891 in andre Hände übergeben hatte. Akademische Professoren sind außer Kiepert nur noch zwei zu nennen: der Chirurg Socin in Basel (zweiundsechzig Jahre) und der aus Deutsch-Rußland stammende Berliner Kunsthistoriker Eduard Dobbert (sechzig Jahre). Der ausgezeichnete philologische Schulmann Alfred Fleckeisen in Dresden brachte sein Leben auf neunundsiebzig Jahre. Auch Viktor von Strauß, der vielseitige ungemein fruchtbare, politisch-religiöse Schriftsteller und Dichter, hat sein an Erfolgen reiches und glückliches Leben mit neunzig Jahren in Dresden beschlossen, wohin er 1872 gekommen war. Bis 1866 vertrat er sein Heimatland Schaumburg-Lippe am Frankfurter Bundestage. Nachdem er am 14. Juni das Votum seiner Kurie für die Mobilmachung gegen Preußen abgegeben hatte, mußte er sich in das Privatleben zurückziehen. Es wird aber manchen erinnerlich sein, daß ihn der Kaiser Wilhelm II. wegen seiner sozialpolitischen und erbaulichen Schriften sehr schätzte und noch ganz zuletzt mit hohen Auszeichnungen bedachte. Der Dichter Klaus Groth ist achtzig Jahre alt geworden, sechsundachtzig Jahre Philipp Galen, wie sich der einst viel gelesene Verfasser zahlreicher Romane (seit 1852), der Stabsarzt Lange in Potsdam, nannte. Der philosophische und spiritistische Schriftsteller Karl Freiherr Du Prel, bis 1871 bayrischer Offizier, starb sechzigjährig in seiner Tiroler Sommerfrische. Ein hochbegabter, sympathischer Mann, aber ohne Erfolg, ohne Glück. Sein Freund Alfred von Menfi hat ihm einen ergreifenden Nekrolog geschrieben, auf den wir hier mit Nachdruck hinweisen möchten.

Unter den namhaften Frauen muß zuerst Anna von Helmholtz geborne von Mohl, die Witwe des berühmten Physikers, erwähnt werden (fünfund-

sechzig Jahre), sodann, mit einem besondern Ruhmestitel von bestrittenem Werte, Elise Polko (sechsunndsiebzig Jahre) und endlich die Sängerin Amalie Joachim, die sechzigjährig starb, nachdem ihre Ehe schon 1882 getrennt worden war. Eine andre bekannte musikalische Persönlichkeit, der Dirigent und Komponist Albert Becker, seit 1889 Leiter des Berliner Domchors, ist fünfundsechzig Jahre alt gestorben. Ein deutscher Antiquariatsbuchhändler von europäischem Ruf, Quaritsch in London, ist achtzig Jahre alt geworden; vierundachtzig Jahre alt ein rheinischer Industrieller und Handelsherr großen Stils, der Geheimkommerzienrat und Ehrendoktor zweier Fakultäten Gustav von Mevissen.

Den Zug des Todes mag ein berühmter Komiker beschließen, der vor länger als einem Menschenalter als Meisterdarsteller der Lokalposse ganz Berlin ergötzte, Karl Helmerding, der von 1855 bis 1878 im Wallnertheater auftrat und mit Reusche, Neumann und Anna Schramm ein kaum wieder irgendwo zusammengefügtens Ensemble bildete. Seit 1878 lebte er von der Bühne zurückgezogen als Rentier und ist siebenundsiebzig Jahre alt gestorben. Er verstand es namentlich auch, politische Couplets mit vortrefflicher Mischung von Bosheit und scheinbarer Unschuld vorzutragen, und es gab eine Zeit, wo die unterdrückte Opposition beinahe allein durch dieses Couplet ihrem Anmut Luft machen konnte, wofür Alexander Meyer in seinem Nekrolog aus dem Schatz seiner Berliner Erinnerungen ein hübsches Beispiel giebt. In den Tagen des Militärkonflikts hatte es einst große Entrüstung hervorgerufen, daß Bismarck während einer Debatte im Abgeordnetenhaus, zu der er ausdrücklich eingeladen war, sich entfernt und dann bei seiner Rückkehr erklärt hatte, er habe auch im Nebenzimmer alles hören können. Einige Tage darauf besuchte er mit dem sächsischen Minister von Beust das Wallnertheater, um Helmerding zu sehen. Dieser wurde im Zwischenakt wie gewöhnlich hervorgerufen, aber er kam nicht. Endlich nach langem Rufen erschien er vor dem Vorhang in demütiger Haltung und entschuldigte sich, er habe auch hinter dem Vorhang alles gehört, was im Hause vorgegangen sei. Dieser Scherz entzückte nicht nur die Berliner, sondern er gewann ihm auch Bismarcks Herz, zu dem er dann öfter eingeladen wurde.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Mühl)

Zehntes Kapitel

Es geschieht, was kein Mensch vermutet hatte



Louis Duttmüller zürnte, und zwar mit Recht. Was für eine Szene hatte man ihm gemacht! Louis Duttmüller war keiner von den Barten, er konnte einen Stoß vertragen und kannte auch die Art seiner Mutter; aber dies war denn doch zu arg. Man hatte ihn lächerlich gemacht. Für wen hielt man ihn denn? Er war doch nicht mehr das arme Tier von Schüler in verwachsenen Höschen, das sich alles gefallen lassen mußte, auch nicht mehr der Student, der seiner Mutter auf der Tasche lag, er war Doktor Louis Duttmüller, praktischer Arzt und Geburtshelfer, ein Schüler Forstmanns, ein Mann von Zukunft, ein Arzt, den man schon zwei Stunden weit bis nach Klein-Sieboldorf kommen ließ, der auf eine Reihe